

Das explodierte Ich

Die Piraten-Politikerin Julia Schramm schrieb ein Buch und hat zu allem eine Meinung. Das reichte für einen Shitstorm.

Von Jana Simon, ZEITmagazin, 7.1.2013

An einem Nachmittag im Oktober wird Julia Schramm klar, dass sie zurücktreten muss. Dass sie ihre Politikerkarriere so nicht länger durchziehen kann. Sie steht in ihrer Berliner Wohnung und blickt auf das Chaos. Das Bett ist zerwühlt, ihr Schmuck darüber verteilt, Kleidung liegt unordentlich herum. Es sieht aus, als hätte jemand eine Party gefeiert. Schramm war mit ihrem Mann eine Woche in den Ferien. Nun fehlen Schramms Verlobungsring, ihre Armbanduhr und ihr Buch. Sonst nichts. Die Polizei spricht von einer Beziehungstat. Der Dieb hat sich nur auf Persönliches konzentriert, er wollte sie – Julia Schramm – treffen. Dieser Einbruch ist der Höhepunkt einer Reihe von Beleidigungen, Beschimpfungen und Drohungen. In ihrem Briefkasten lag ein Zettel mit der Aufforderung, sie gehöre ins Arbeitslager, im Netz ist das häufigste Wort in ihrem Zusammenhang »Schlampe«, und auf Amazon bewerten Kunden ihr Buch mit null Sternen, obwohl sie es gar nicht gelesen haben. Es ist, als löse Julia Schramm den Reflex aus, sie verletzen, ihr eins überziehen zu wollen.

Beim ersten Telefonat beginnt sie sofort zu weinen. »Woher haben Sie diese Nummer?«, fragt sie die Reporterin. Vom Verlag. Ach so. Es sei eine private Notfallnummer, nur für Familie und enge Freunde gedacht, das habe die Pressefrau wohl verwechselt. »Bitte sofort löschen«, sagt sie, diktiert eine zweite Handynummer und erzählt von dem Einbruch. Es wurde noch keine Frage gestellt, und schon fühlt man sich als mieser Eindringling. Julia Schramm ist 27, betreibt ein Blog, eine Website und 15 Twitter-Accounts, sie hat ein Buch mit dem Titel *Klick mich. Bekenntnisse einer Internet-Exhibitionistin* geschrieben und bis Oktober im Bundesvorstand der Piratenpartei gesessen. Sie provoziert; bezeichnet die Idee des

geistigen Eigentums als ekelhaft, das Urheberrecht als Kampfbegriff und greift den Datenschutz an. Und dann überlegt sie es sich anders und nimmt manches davon wieder zurück. Sie sucht die Öffentlichkeit, setzt sich ihr aus, flirtet mit ihr. Nun hat sich diese mit ganzer Macht gegen sie gewandt. Julia Schramm hat viel Blödsinn erzählt. Das machen andere auch. Den Hass, der ihr entgegenschlägt, erklärt das nicht.

Ein paar Wochen nach dem ersten Anruf sitzt Julia Schramm im Zug von Berlin nach Hannover. Sie trägt eine Fellweste, hochhackige Stiefel und hat ihre langen dunkelblonden Haare zu einem Zopf gebunden, ihr Kopf ist über das iPad gebeugt. In ihrer Sprache heißt das »mobiles Endgerät«. Sie trennt sich nur selten davon. Draußen verschwindet die Landschaft in einem grauen Winterbrei. Sie ist auf dem Weg zu einer Lesung mit Burkhard Spinnen, einem Autor, der ihr Vater sein könnte und einen Roman über einen Jungen geschrieben hat, der sich im Internet verliebt. Schramm hat es nicht gelesen. Der Zug ist voll, sie redet laut, sie redet meistens laut. Das ganze Abteil hört mit. Schramm macht das nichts aus, sie genießt es, wenn andere still sind. Sie spricht über das Urheberrecht (»reformbedürftig«), Privatsphäre (»am Ende«) und den Begriff des geistigen Eigentums (»eine Materialisierung von Geist«) – all die Themen, für die sie in den vergangenen Monaten angegriffen wurde. Eine junge Frau, die Schramm gegenüber sitzt, hört sehr interessiert zu und tippt auf einem Smartphone herum. »Kennen wir uns?«, fragt Schramm sie. Die Frau nickt, sie ist eine freie Journalistin, die schon mal über Schramm berichtet hat. Ein Zufall. »Hast du gerade über mich getwittert?«, fragt Schramm sogleich. Die Frau verneint. Julia Schramm bezieht vieles auf sich, es ist ein ständiges Um-sich-selbst-Kreisen. Auch in ihrem Buch. Es wirkt, als sei neben der ersten Person Singular nicht viel Platz in ihrem Leben. Jede Nichtigkeit wird weitergegeben und kommentiert auf Twitter oder im Blog. Ein Leben ohne Netz ist für sie nicht vorstellbar, jede Reaktion der anderen ist wie eine Versicherung, dass man existiert. Mit acht Jahren geht sie das erste Mal ins Netz, mit 14 hat sie die erste Homepage, und nun folgen ihr fast 10000 Menschen auf Twitter. Es ist ein Spiel mit der exzessiven Selbstdarstellung, die »das Ich explodieren lässt«. In ihrem Buch hat Schramm fünf verschiedene Identitäten. Sie spielt Rollen. Rollenspiele im Netz sind bei ihrer Partei, den Piraten, sehr beliebt. »Fast alle haben diesen Hintergrund.« Warum nur ein Ich sein, wenn man mehr haben kann? Nichts ist

so gemeint, wie es gesagt oder geschrieben wurde. Und trotzdem ist da die Sehnsucht, hinter all den Figuren erkannt zu werden. »Wäre es nicht besser, in einer Welt zu leben, in der jeder sich zeigen können darf?«, schreibt Schramm. Sie sagt, auf der Straße werde sie nie erkannt, einmal sei sogar ihr Mann an ihr vorbeigelaufen. Wenn man sie trifft, ist sie jedes Mal ein wenig anders, mal verletzlich, mal aggressiv, schwer zu fassen. Auch wenn man sie mehrmals sieht, stundenlang mit ihr redet, bleibt am Ende ein Gefühl der Unklarheit.

Der Berliner Philosophie-Professor Byung-Chul Han sagt in einem Interview des *SZ-Magazins*: »Es ist ein Kennzeichen der immer narzisstischer werdenden Gesellschaft, dass der andere verschwindet.« Aber auch das omnipotente Ich hält nicht mehr stand. Schramm sagt: »Es gibt gar kein Ich mehr, es ist zerfleddert. Im Netz sehe ich jeden Tag, dass meine Marotten 2500 Menschen teilen. Eigentlich bin ich nur eine Amöbe.« Einerseits wird jede Eigenheit als austauschbar abgewertet, andererseits jede Meinung als wichtig aufgewertet. Eine Generation mit Ich-Störung.

Die junge Journalistin im Abteil steht auf, während sie fort ist, sieht sich Schramm die Bücher an, die sie liest. Als sie zurückkehrt, fragt sie Schramm, was alle fragen: »Warum hast du das Geld vom Verlag genommen?« – »Ich hatte keins!«, sagt Schramm. Das ganze Abteil scheint stumm zu nicken. Julia Schramm mag diese Sätze, hinter denen ein Ausrufezeichen stehen kann. Sie kennt die Regeln, nach denen man Aufmerksamkeit erzeugt. »Solange ich nicht polarisiere, interessiert es keine Sau«, sagt sie. Dann gibt es keine Klicks, kein »Gefällt mir«, keine Resonanz.

Schramms Weg in die Öffentlichkeit beginnt mit einem Beitrag in der *FAZ* im September 2011, in dem sie kurz nach dem Wahlerfolg ihrer Partei in Berlin erklärt, wie sie zur Piratin wurde. Zuvor war schon ein Agent auf ihr Blog aufmerksam geworden und hat ein Exposé mit ihr entwickelt. Nach der Wahl ist Schramm begehrt – eine junge Frau, die sich ausdrücken kann und nicht aussieht wie ein Nerd. Mehrere Verlage wollen ein Buch mit ihr machen. »Alle haben übertrieben viel Geld geboten«, sagt Schramm. Sie entscheidet sich für den Knaus Verlag, der zu Bertelsmann gehört. Wegen der Lektorin. Von 100.000 Euro Vorschuss ist die Rede. Die Summe wird in jedem Text über Schramm erwähnt, sie hängt sich an ihren Namen, entfaltet ihr

Eigenleben und gipfelt schließlich darin, dass *Bild* Julia Schramm »die Gier-Piratin« nennt. Schramm hat sich über das Angebot gefreut, wie es wohl die meisten an ihrer Stelle getan hätten.

Julia Schramm ist in Hennef bei Bonn aufgewachsen, ihre Mutter ist Hausfrau, ihr Vater arbeitet als Ingenieur bei der Telekom. Er ist der Erste in der Familie, der studiert hat, Schramm die Zweite. Vielleicht erklärt diese Herkunft ihre Vorliebe für Wortungetüme wie »verprokrastinieren« und »synthetischer Konsens« und warum sie stets auf Adorno und Hegel verweist. Sie glaubt, ihren Intellekt beweisen zu müssen. Ein Buch zu schreiben ist ihr Kindheitstraum. Das Problem: Sie ist in einer Partei, in der viele das Urheberrecht ablehnen. Und Schramm selbst wird mit den Worten zitiert: Geistiges Eigentum sei »ekelhaft«. Sie meint, das habe sie so nie gesagt. Der Begriff an sich sei ekelhaft. Über Nutzungsrechte könne man reden. Wie sollen Schriftsteller überleben, wenn sie für ihre geistige Arbeit nicht bezahlt werden? Schramm tritt für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein.

Vor Erscheinen ihres Buches bespricht sie mit ihrem Verlag, was geschehen soll, wenn Kopien ihres Buches kostenlos im Netz auftauchen. Sie einigen sich auf ein Gelbe-Karte-Modell, bei dem statt einer kostenpflichtigen Abmahnung beim ersten Mal nur eine Warnung mit der Bitte verschickt wird, es nicht noch einmal zu tun. Was passiert bei einer Roten Karte? Der Ärger ist absehbar. In einem stillen Augenblick im Zug sagt Schramm: »Ich habe mich dem Verlag gegenüber nicht getraut.« Sie hat sich nicht getraut, mehr zu fordern. Sie hatte Angst, den Vertrag zu verlieren, diese Chance zu verspielen.

Vor dem Angebot hatte Schramm gerade ihr Politikstudium in Bonn beendet, war nach Berlin gezogen. Es war vor der Berlinwahl, wie es mit den Piraten weitergehen würde, wusste niemand. »Ich gehöre zu einer Generation, der immer gesagt wurde: Ihr werdet nie einen Job kriegen. Euch braucht niemand.« Jede Möglichkeit muss genutzt werden. Also entscheidet sie sich im April 2012, auch für den Parteivorsitz zu kandidieren.

Einen Tag vor der Wahl erscheint in der *FAZ* ein Porträt über Schramm, die Autorin wirft ihr aufgrund ihrer Einstellung zum Urheberrecht und zum geistigen

Eigentum Künstlerhass vor und rückt sie wegen eines missverständlich formulierten Blog-Eintrags in die Nähe von Holocaust-Leugnern. Kurz zuvor hat der Autor und Blogger Malte Welding ihr in einem Podcast unterstellt, sie sei psychisch krank und leide unter Essstörungen. Weil Schramm einmal über ihre Depressionen und ihr Gewicht getwittert hatte. Später entschuldigt er sich dafür. Ziemlich starke Aggressionen gegenüber einer jungen Frau, die zu jenem Zeitpunkt kein Amt innehat und auch noch kein Buch veröffentlicht hat.

Julia Schramm glaubt bis heute an eine Verschwörung älterer Männer. »Die wollten mich vernichten«, sagt sie

Anruf bei einem ihrer Kritiker: Malte Welding sagt, er habe sich genauer angeschaut, wer in der Piratenpartei im Fall einer Regierungsbildung führende Ministerämter übernehmen könnte, dann habe er Schramms Tweets gelesen. »Wer ein Amt in einer aufstrebenden Partei will, dessen Geplapper ist nicht mehr so harmlos.« Und: »Wer in epischer Breite über sein Gewicht und den damit verbundenen Selbsthass schreibt, hat vielleicht nicht die persönliche Reife, in die Politik zu gehen.« Die Partei ist ihm ein persönliches Anliegen, er hat sie gewählt. »Ich will keine Piratin an der Spitze, die das Ende der Privatsphäre fordert.« Am Schluss wird Schramm nicht Vorsitzende, aber Beisitzerin im Parteivorstand.

Julia Schramm glaubt bis heute an eine Verschwörung meist älterer Männer. »Die wollten mich vernichten. Die wollen nicht, dass junge Frauen erfolgreich sind.« Sie hätten sogar ihre Magisterarbeit nach Plagiaten durchsucht. »Ich habe meine Relevanz unterschätzt«, sagt Schramm. Sie hat unterschätzt, wie ernst sie tatsächlich genommen wird, wie schwer ihre Worte wiegen, auch Jahre zurückliegende Worte. Ihr geliebtes Netz wird zur Waffe gegen sie, darin ist alles nachlesbar und nachvollziehbar. Schramm ist ein Opfer ihres eigenen Mitteilungsdrangs und Selbstdarstellungstrieb. »Ich bin da zu naiv herangegangen«, sagt sie. Inzwischen will sie ihre Zitate autorisieren – so wie jeder andere, der in diesem Text vorkommt.

Im September 2012 erscheint schließlich ihr Buch. Auf dem Cover ist die pinkfarbene Silhouette einer Frau abgebildet, sie trägt Minirock und High Heels. Es sieht aus wie ein Sachbuch über das Rotlichtmilieu. Auf der Rückseite steht: »Das

Internet bedeutet den totalen Kontrollverlust. Ich finde das gut.« In einem Kapitel schreibt Schramm tatsächlich über Sex im Netz, es liest sich wie eine Rosamunde-Pilcher-Fantasie. Schramm sagt, das sei natürlich eine Parodie. Die Aufmachung des Buches rückt Schramm ins Zwielficht. Und sie macht es mit. Noch am Tag der Veröffentlichung steht eine illegale kostenlose Kopie des Werkes im Netz. Der Link dazu wird mit einem Auszug aus dem Parteiprogramm der Piraten verbreitet: »Das nicht kommerzielle Kopieren, Zugänglichmachen, Speichern und Nutzen von Werken nicht nur zu legalisieren, sondern explizit zu fördern.« Der Verlag verschickt eine Verwarnung, die Gelbe Karte. Die Kopie verschwindet. Schramm feiert das als Fortschritt, es habe keine kostenpflichtige Abmahnung gegeben. Aber Schramms Heimat, das Netz und die Partei, verstößt sie, der Piraten-Verband von NRW fordert in einem offenen Brief ihren Rücktritt aus dem Vorstand, sie schade der Partei. Ihr wird vorgeworfen, sie sei von Bertelsmann gekauft worden. Gern titulierte man sie auch als »Sargnadel« der Piraten-Bewegung. Sie wird beschimpft, beleidigt, bedroht. Der neue Parteivorsitzende der Piraten, Bernd Schlömer, sagt dem *stern* später: »Sie ist von der Partei gebrochen worden.«

Heute schreibt Julia Schramm dazu in ihrem Blog: »Meine Idee, wie der Interessenkonflikt zwischen Urheberrecht, Schreiberling und Partei hätte zusammengebracht werden können, ohne den Eklat auszulösen, der ausgelöst wurde, verhallt in meiner Lethargie und dem Glauben daran, dass der Verlag schon wüsste, was er tut.«

Ein neuer Gedanke, ein neues Thema. Und zu fast allem hat Schramm eine Meinung. Das ist bewundernswert. Und es nervt furchtbar

Hätte der Verlag Schramm besser schützen, sie besser vorbereiten müssen? Schramms Verleger Wolfgang Ferchl hält die Kopie für eine klare Provokation. Was danach geschah, bezeichnet er als »14-tägigen Shitstorm«, wie er ihn in seiner Laufbahn noch nicht erlebt habe. Wenn man Ferchl nach dem Grund für die heftigen Reaktionen fragt, fragt er zurück: »Haben Sie eine Idee?« Das Buch verkauft sich nicht gut, liegt deutlich unter den Erwartungen. Ferchl sagt, ihm habe Schramms Koketterie gefallen und wie so ein Netzkid lebt und denkt. Schließlich fragt er: »Was

wäre gewesen, wenn sie Julian Schramm hieße?« Die Frage bleibt unbeantwortet. Es kann gut sein, dass er das Buch dann nicht verlegt hätte. Am Ende des Gesprächs sagt er, er habe beobachtet, dass Schramm immer ein Buch bei sich trage. Ein richtiges Buch. Aus Papier.

Im Zug tippt Julia Schramm auf ihrem iPad herum, sie sucht die Adresse des Hotels, in dem sie in Hannover wohnen soll. »Ich habe noch nie ein Buch kostenlos heruntergeladen, das eigentlich Geld gekostet hätte«, sagt Schramm beim Scrollen. Sie kauft Bücher. Sie verehrt Bücher. Der unterstellte Künstlerhass ist in Wirklichkeit unerkannte Liebe, ein Missverständnis.

Sie wollte ihrem Buch sogar einen Selbstverriss beifügen, aber das ging dem Verlag zu weit. Sie nennt sich eine »Privilegienmuschi« oder »D- oder E-Promi«. Sie verletzt sich selbst, dann können es die anderen nicht mehr. »Ich habe jetzt den Blick der Hater«, sagt sie, den Blick ihrer Feinde. Schwärmt sie noch immer für den totalen Kontrollverlust? »Ja, aber es gibt halt Kollateralschäden.« Sie selbst.

Julia Schramm lässt keine Journalisten in ihre Wohnung. Sie sagt, sie habe kein Problem, ihr Privates zu zeigen, aber dann würde beschrieben werden, wie ihre Einrichtung aussieht, was für Bücher in ihren Regalen stehen, welche Kleidung herumliegt. Im Netz wird zwar alles zur Schau gestellt, aber es bleibt eine Inszenierung des Persönlichen. Auch die Kommentarfunktion ihres Blogs hat Schramm nach den Angriffen abgeschaltet. Das Ende des Privaten, der totale Kontrollverlust sind eine Fiktion. In Wahrheit behält Julia Schramm gern die Kontrolle. Sie fragt mehrmals nach, wie man den Artikel anlegen wolle, gibt Hinweise, sendet einen Link zu einer Porträtsammlung des *New Yorker*, dessen Stücke sie für besonders gelungen hält. Sie redet von sich wie über eine Figur in einer Geschichte. Nach dem Shitstorm ist sie nun eine »Heldin«, eine mit Brüchen.

Im Zug sagt sie in einem stillen Augenblick: »Von meinen Fähigkeiten her kann ich Politik machen.« Sie ist laut, meinungsstark und von sich überzeugt. Aber sie bemüht sich nicht um die Zuneigung ihres Gegenübers. Sie kann vor einer Zeitungsreporterin eine halbe Stunde lang über Printmedien herziehen. »Ich will keine Zeit darauf verwenden, anderen zu gefallen.« Am Ende hat sie Kopfschmerzen,

massiert ihre Schläfen. »Diese Anti-Schmerzmittel-Bewegung kann ich nicht verstehen.« Ein neuer Gedanke, ein neues Thema. Und zu fast allem hat Schramm eine Meinung. Das ist bewundernswert. Und es nervt furchtbar.

Im November fährt Julia Schramm zum Parteitag der Piraten in Bochum. Das erste Mal nach ihrem Rücktritt stellt sie sich der Partei, setzt sich ihr aus. Sie hat die Antragskommission mitgeleitet. »Ich muss Leute treffen, netzwerken und herumpöbeln, das ist eine Strategie, um Themen auf die Agenda zu setzen.« In der Kongresshalle sitzen sehr viele Männer mit sehr vielen verschiedenen Haarfarben. Schramm hockt in einem ziemlich kurzen Kleid auf einem Tisch im Pressezentrum. Sie hat kein Amt mehr, aber einen eigenen Pressebetreuer, alle 15 Minuten sind Interviews eingetaktet. Noch immer ist sie ein Gesicht dieser Partei. Es läuft gut. Viele begrüßen und umarmen sie, alle reagieren freundlich. »Mich kennt ja jede Sau hier.« Beim Mittagessen stochert sie in einer Gemüsepauella herum. Neben dem Teller liegt ihr iPad, sie twittert. »Oh, das wird wieder Ärger geben«, freut sie sich. Sie hat der *Süddeutschen Zeitung* ein Interview gegeben und darin einen linken und einen marktliberalen Parteiflügel erfunden.

Vor der Halle trifft sie ihren Freund Jannis Milios, sie haben zusammen in Bonn studiert und gemeinsam bei den Piraten angefangen. »Wenn die anderen vier Fußnoten in ihrer Arbeit hatten, hatte Julia acht«, sagt er. Schramm erzählt ihm, sie habe sich zurückgezogen, mache erst mal keine Termine mehr und bereite ihre Doktorarbeit an der Berliner Humboldt-Universität vor, etwas über Privatsphäre. Milios hat vieles miterlebt: Schramms Zeit bei den Jungen Liberalen, den Wechsel zur Piratenpartei, ihr Engagement bei der datenschutzkritischen Spackeria-Bewegung und ihre Abkehr davon. »Julia steht immer im Mittelpunkt ihres Themas.« Er nennt sie »die ewig Suchende«.

Wird sie in der Partei bleiben? Ihre Mitgliedschaft gebe sie so schnell nicht auf, sagt sie. »Das ist wie eine Ehe.« Sie bleibt ja auch mit einem Piraten, dem Berliner Abgeordneten Fabio Reinhardt, verheiratet. Ihre Verlobung hatte sie via Twitter verkündet. Daraufhin twitterte ein Berliner Piraten-Kollege: Heiraten sei reaktionär. Diesem Piraten sitzt Schramms Mann nun jeden Tag im Büro gegenüber.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Zug trifft in Hannover ein, Julia Schramm läuft durch den zugigen Bahnhof. Sechs Wochen sind seit dem ersten Telefonat vergangen. Ein Jahr in der Politik hat Schramm hinter sich, ein Jahr im »Dauershitstorm«, wie sie sagt. Im Vergleich zum ersten Gespräch wirkt sie fast heiter. Inzwischen hält sie es für einen Fehler, überhaupt kandidiert zu haben. »Ich wollte eigentlich nie Berufspolitikerin werden.« Die Frage ist: Was für eine Art Mensch muss man sein, um es als Politiker auszuhalten? Die Medien berichten stellenweise mit Häme über die Piraten. Sie sind als Alternative zu den etablierten Parteien angetreten und drohen nun in Chaos und gegenseitigen persönlichen Anfeindungen zu versinken. Schramm hat diesem Druck nicht standgehalten; um gesund zu bleiben, hat sie sich von der Politik, von ihrem Amt, verabschiedet. »So durch den Dreck gezogen zu werden, das passiert nicht vielen in meinem Alter. Aber ich lasse mir nicht den Mund verbieten«, sagt sie. Im Netz veröffentlicht sie jetzt: »Zehn Regeln für das Überleben im digitalen Haifischbecken«. Die Regeln reichen von »Nicht persönlich nehmen« bis »Veröffentliche die härtesten Sachen«. Und: »Einfach mal nicht lesen, was Menschen über dich sagen wollen.« Wer Julia Schramm einmal begegnet ist, weiß, das wird für sie selbst die härteste Aufgabe.

In Hannovers Literaturhaus trifft Schramm auf den Schriftsteller Burkhard Spinnen, er ist 58, einer der Unterzeichner des Aufrufes in der *ZEIT* gegen den »Diebstahl geistigen Eigentums« und hält ihr Buch im Arm. Zwischen den Seiten stecken viele kleine Zettel. Es sieht aus, als habe er es über Wochen durchgeackert, als wolle er aus Schramms Werk vortragen. Schramm kennt keines seiner Bücher. Im Saal warten 15 Zuhörer, niemand ist unter 50. Die Moderatorin wendet sich vor allem Spinnen zu. Schramm hat ihren Körper weggedreht, sie knetet ihre Hände, zupft an ihrem Zopf. Für einen Augenblick ist sie zum Schweigen verurteilt, kein Netz verfügbar. Später will die Moderatorin wissen, warum sie sich für die traditionelle Form der Veröffentlichung entschieden habe. »Ich mag Bücher. Da bin ich konservativer, als man mir zutraut«, antwortet Schramm. In ihrem Blog schreibt sie: »Einen Verlag mit der Produktion meines lang ersehnten Babys zu beauftragen war wohl eine Mischung aus Gelegenheit-beim-Schopfe-packen-Naivität, Feigheit vor der absoluten Selbstständigkeit inklusive Geldnot und dem Glanz einer professionellen Welt.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach der Lesung steht sie mit Burkhard Spinnen zusammen. »Ich habe dein Buch nicht als Sachbuch gelesen, sondern als Prosatext«, sagt er zu ihr. »Endlich erkennt das einer«, erwidert Schramm. Sie kauft seinen Roman, er schreibt ihr als Widmung seine Mailadresse rein. Es ist eine Bestätigung. Von einem Künstler.